



Dagmar Chidolue

„Anfang der 50er Jahre wurde ich eingeschult. Ich lernte schnell lesen. Von da an interessierte ich mich für die Schaufenster der Buchhandlungen. Plötzlich gab es dort eigenartige, kleine Bücher, gerade so groß wie eine ausgestreckte Hand. Und dann noch in knallblauer Aufmachung. Sehr, sehr merkwürdig, aber auch sehr auffallend. Das hatte es ja vorher noch nie gegeben. Meine Eltern hatten gar nicht genug Geld, um mir Bücher zu kaufen, und die Tanten schickten mir zu Geburtstagen stets ein "gutes Buch", immer mit Widmung, die mir möglichst für meinen weiteren Lebensweg hilfreich sein sollte. Das waren – für die Zeit damals, nämlich die Nachkriegszeit – ganz realistische Geschichten, bei denen ich mitleiden konnte und mich am Ende mitfreuen durfte – wenn sie denn gut ausgingen. Mein Lieblingsbuch damals, daran erinnere ich mich noch gut, hieß "Christine sucht den lieben Gott", und beschrieb die Herz zerreißen Geschichte eines Mädchens, das in den letzten Kriegswirren die Mutter verloren hatte und bei Pflegeeltern aufwuchs. Zum Glück ging die Geschichte gut aus, denn Mutter und Tochter fanden sich wieder.“ (Aus einem Brief der Autorin an Astrid van Nahl)

"Christine sucht den lieben Gott" hatte, dem Inhalt entsprechend, einen dunklen, anthrazitgrauen Umschlag mit einem sehr traurigen Mädchengesicht. Mit diesem Buch konnte Dagmar Chidolue etwas anfangen, denn der Krieg, den sie zwar nicht bewusst erlebt hatte, war ihr als Flüchtlingskind doch noch nahe. Geboren 1944 im ostpreussischen Sensburg, musste sich Dagmar Chidolue im Kleinkindalter mit ihrer Familie auf die Flucht begeben. Sie kamen nach Gütersloh, wo sie aufwuchs und zur Schule ging und ihren Schulabschluss machte.

Als Kind erlebte sie die Zeit der Suche von Angehörigen durch das Rote Kreuz. Die Radiozeitung HörZu unterstützte diese verzweifelte Suche wöchentlich mit der Rubrik "Suchkind" – aber Dagmar Chidolue las nicht nur die, sondern – verbotenerweise – auch die HörZu-Romane.

Bald, so erinnert sie sich, lagen nicht mehr graue, düstere Bücher in den Schaufenstern der Buchhandlungen, sondern bunte; grellbunte Umschläge etwa zierten die Bücher von Pippi Langstrumpf, die bald auch ihre Klassenkameradinnen aus so genannten besseren Familien besaßen. Schön sahen sie aus, diese Bücher, fand das Kind Dagmar, und sie war gespannt auf die aufregenden Geschichten, die sie enthielten. Die lernte sie dann in der Schule kennen, denn „das Fräulein“, ihre ältere Lehrerin, gestattete während des Handarbeitsunterrichts, aus "Pippi" vorlesen zu lassen. So erfuhr sie – eher indirekt – von diesem ungewöhnlichen Mädchen und ihren Freunden.

„Ich hörte zu, ich stellte mir das vor, wie Pippi alleine in einem Haus lebte, wie sie imstande war, ein Pferd hochzuheben, wie sie sich mit Polizisten anlegte. Ich dachte, alles gelogen, alles gelogen. Pippi stand neben Christine, Phantasie neben Realität, Spaß neben Ernst, Freude neben Schmerz. Blau gegen grau. Und die dunklen Töne waren mir näher, weil bekannt.“ (Aus dem Brief)

Als ich Dagmar Chidolue das Geheimnis ihrer Kreativität entlocken wollte und sie fragte, wie sie denn nun selbst zum Schreiben gekommen sei, erzählte sie eine wundervolle Geschichte über „die Sache mit dem Geistesblitz“:

„Lange bevor ich – aus Langeweile – zu schreiben begann, meinte ich, dass Dichter ihre Begabung direkt vom Lieben Gott geschenkt bekämen und dass sie in den Himmel hinein horchen würden, um die Worte einzufangen. Dichter, oder eher: Dichterin, wäre ich schon gerne geworden. Aber kein Geistesblitz vom Himmel fuhr in mich hinein, so sehr ich auch empfangsbereit war. Bis auf ein einziges Mal.

Es war ein schöner Herbsttag. Die Sonne schien, die Bäume erstrahlten in goldener Pracht, mein Herz ging auf. Ich strampelte auf meinem Fahrrad die Chaussee entlang. Und plötzlich fuhr ein Geistesblitz in mich. Ich hatte es ja gewusst: Auf diese Art und Weise wird man Dichterin!

So entstanden Verse in meinem Kopf, und natürlich hatte mein Gedicht was mit diesem schönen Tag zu tun, mit dem Licht, den Farben und dem Wohlgefühl. Aber wie sollte ich, so auf meinem Rad durch die Gegend brausend, die vielen Strophen, die der Liebe Gott mir in diesem Moment diktierte, behalten? Ich hatte ja nicht Block und Bleistift bei mir. Mir blieb also nichts anderes übrig, als all die wunderbaren Worte, die natürlich direkt vom Himmel zu mir herab strömten, sofort auswendig zu lernen. Es war gar nicht leicht, alles gleichzeitig zu bewerkstelligen, also die Fahrt auf dem Rad fortzusetzen, die herrliche Natur wahrzunehmen, Dichterin zu sein und das ellenlange Gedicht auch noch Strophe für Strophe und immer und immer zu wiederholen, damit es im Kopf haften blieb.

Mein Gedicht kann ich bis heute noch auswendig, aber leider ist danach nie mehr ein Geistesblitz in mich gefahren. Mühsam muss ich Wort für Wort erarbeiten. Eine gute Idee kommt meistens kurz vor dem Einschlafen und hat sich am nächsten Morgen längst verflüchtigt. Ich habe keine Fantasie. Ich muss sehen und hören. Erleben. Suchen und finden. Und wenn mir für eine Geschichte rein gar nichts einfällt, ziehe ich Mantel und Stiefel an und laufe in die Stadt. Da passiert meistens was. Block und Bleistift habe ich jetzt immer dabei.

Ach ja: Die Sache mit dem Geistesblitz geschah, als ich vierzehn Jahre alt war, und das Gedicht beginnt so: *Und wieder mal ist Herbst ...* „

Dagmar Chidolue wählte folglich einen Beruf, in dem die Realität der Fantasie keinen Raum ließ: Sie machte eine Ausbildung im wirtschafts- und steuerberatenden Beruf, holte dann aber das Abitur nach und studierte Jura und politische Wissenschaften. Jahrzehntlang hat sie für einen Frankfurter Bankenverband gearbeitet.

Losgelassen hat sie das Abenteuer Lesen aber doch nicht. Seit Ende der 70er Jahre schreibt sie selbst, Bücher für junge Erwachsene und Kinder. Fantastische Geschichten, übernatürliche Elemente, zauberische Themen – das wird man aber ganz konsequent bei ihr vergebens suchen.

Mit großem Einfühlungsvermögen erzählt sie von den Sorgen und Nöten von Kindern und Jugendlichen in ihren Familien und wie diese mit ihrer Denk- und Sichtweise ihre Umwelt herausfordern. Zunächst waren es vorwiegend Bücher für Jugendliche, und in ihnen erinnerte sie sich auch an Ereignisse und eine Welt, die verschwunden ist und die es in den Erinnerungen für die Nachwelt zu bewahren galt und gilt. Dabei hat sie sich vieles von der Seele geschrieben, was sie selbst erlebt hat.



Eines dieser Bücher geht in die Zeit vor dem Zweiten Weltkrieg und in seine Anfänge zurück: *Flugzeiten* (Fischer Schatzinsel 2007, 256 Seiten, 12,90 EUR). Hier erzählt sie die Geschichte von Bonna, der mit seinen Eltern und fünf Geschwistern in nur zwei Zimmern lebt. Der kranke Vater und ständige Armut zwingen ihn zum Einsatz für den Erhalt der Familie. Als er die Möglichkeit hat, über die Hitlerjugend fliegen zu lernen, erscheint ihm das als Ausweg aus der Enge. Als der Krieg ausbricht, meldet er sich freiwillig, um Pilot zu werden, ein Traum, der zerplatzt. Und auch der Krieg entwickelt sich schon Anfang der 40er Jahre, als das Buch endet, nicht so, wie sich die Nazis das wünschten.

Flugzeiten ist ein sehr persönlicher Roman. Chidolue schreibt im Klappentext, dass es sich um die Biografie ihres Vaters handelt, beschränkt auf die Jahre 1932 bis 1940, mit Ausblicken in einem Anhang auf die Nachkriegsentwicklung. Ihre Einschätzung, dass es „kleine und große Verführer“ in dieser Zeit leicht hatten, junge Männer in den Bann des NS-Regimes zu ziehen, wird nachvollziehbar bei der bedrückenden Milieuschilderung der häuslichen Verhältnisse jener Zeit. Wenn man in Betracht zieht, aus wie – vergleichsweise – geringen Einschränkungen und „Armutssituationen“ heraus heutige Jugendliche bereitwillig faschistischen Vorstellungen nachlaufen, wird man das damalige Verhalten vieler junger Menschen zwar nicht billigen, aber doch verstehen können.

Umso wichtiger ist die Beschäftigung mit dem Nährboden, der das Wachstum dieser Giftpflanze begünstigt. Es wird zwar keinem Sich-benachteiligt-Fühlenden seine subjektive Empfindung verschönern, wenn er von sicher nicht einmaligen Lebensbedingungen vor etwa 80 Jahren liest, aber die Kenntnis ähnlicher oder sogar gleicher Entwicklungen im historischen Kontext lässt zumindest einen Appell an das Denk- und Urteilsvermögen zu, berührt vielleicht sogar die emotionale Ebene.

An diesem Buch kann es nicht liegen, wenn ein solcher Versuch verpuffen sollte, erzählt Chidolue doch äußerst eindringlich und fassettenreich, mitfühlend und trotzdem objektiv und nichts beschönigend. Es wirkt oftmals beängstigend, wenn man miterlebt, wie innerhalb einer Familie Sprachlosigkeit, oft Gefühlskälte und distanzierte Fremdheit herrschen können, umso stärker, wenn man an die eigene Betroffenheit der Autorin bei der Herkunft aus solchem Milieu denkt. Doch aus solchen Überlegungen rührt die starke Glaubwürdigkeit der Erzählung und der wenigen Wertungen.

Die Beschäftigung mit diesem Buch und seiner Geschichte ist nicht leicht und eingängig, aber sie ist den Einsatz wert, besonders bei angeleitetem Studium im Unterricht mit historischer und atmosphärischer Einführung. Es gibt derzeit viele Bücher über Schicksale während der NS-Zeit, meist aus der Perspektive von Verfolgten und Gegnern. Klargemacht zu haben, welchen Einflüssen die "Täter" unterlagen und welcher geistigen Enge die Zeit unterworfen war, das ist das Verdienst Dagmar Chidolues und dieses Buches.

In anderen Büchern hat Dagmar Chidolue die deutsche Nachkriegszeit und die fünfziger Jahre thematisiert. 2002 schrieb sie den Roman *Zuckerbrot und Maggissuppe* (Dressler, 206 Seiten, 12 EUR; als Taschenbuch 2005 bei Arena; ab 10 Jahren). 1951, "als der

Krieg noch ein Schreckgespenst war", erlebt Jutta den Alltag mit seinen wenigen Höhepunkten wie "Zuckerbrot und Maggissuppe". Jutta, die Hauptperson, ist nach dem Krieg mit ihren Eltern als Flüchtling in Gütersloh untergekommen, lebt zur Untermiete in beengten Verhältnissen. Hier erlebt sie ganz deutlich, was es heißt, "Flüchtling" zu sein (allein dadurch erhält das Buch trotz seiner Zeitbezogenheit brisante Aktualität).

Dagmar Chidolue gelingt ein lebendiges Bild vom Alltag einer Flüchtlingsfamilie aus Ostpreußen, die alles verloren aufbauen musste, von ihrer Trauer um die, die im Krieg

hatte und neu geblieben sind, von ihren Träumen und Hoffnungen für die Zukunft, von den Ärgernissen und kleinen Freuden, den Zwängen und Nöten der Zeit, dem Hunger und der Enge ausgeliefert.

Wie in allen Büchern erzählt auch dieses aus dem kindlichen Blickwinkel, belässt das im Dunkeln, was das Kind in der Welt der Erwachsenen nur aufschnappt und nicht versteht, sodass sich für Jutta wie auch für den Leser das Bild der Zeit nur langsam, Steinchen für Steinchen, zusammensetzt. Ein stimmiges Bild, atmosphärisch dicht, das das Hin- und Hergerissensein des jungen Mädchens zeigt, ihr Schwanken zwischen Pflicht



und Neigung, ihr penetrant schlechtes Gewissen unter dem Druck der familiären und öffentlichen Meinung.

Viele Einzelheiten an unsere eigene Kindheiten sind in uns emporgestiegen, die kratzige Wäsche, die Puppe mit der Schneckenfrisur, die Maikäfer in der Streichholzschachtel, die permanente Geldnot – gut, wenn heutigen jungen Lesern ein korrektes Bild der Zeit vermittelt wird, das weder das eine beschönigt noch das andere verklärt. Wie fremd wirkt doch die Kindheit Juttas, kaum 50 Jahre später.

Nicht nur unterhaltsam zu lesen, sondern auch gut als Begleitlektüre einsetzbar, um Hintergrundwissen zu schaffen, wenn es in der Schule um vergangene Zeiten geht.



Älter ist die Protagonistin in Chidolues Roman *Liebe ist das Paradies* (Arena 2007, 120 Seiten, 5,95 EUR). Jutta ist fünfzehn und wächst im Deutschland der späten Fünfziger Jahre auf. Gemeinsam mit ihren Freundinnen träumt sie von der großen Liebe “wie im Roman”, doch ihre eigene Schüchternheit und Unerfahrenheit machen das genau so schwierig wie die strengen Moralvorstellungen ihrer Umwelt.

Dass Liebe das Paradies sei, glaubt Jutta nur aus der Sicht der aus diesem Vertriebenen, aus der Sicht über den Zaun auf verbotene, aber gerade deshalb umso verlockendere Früchte. Sie hat diese Früchte noch nicht “genossen”, kennt gleichsam nur die Abbildungen aus dem Katalog ihrer Liebesromane, die immer dann ausblenden, wenn es eigentlich richtig interessant würde. Und als ein vorsichtiges “Kosten” sich abzeichnet, bekommt sie Angst vor der eigenen Courage und findet genug Vernunftgründe, die das ganz selbstverständlich verbieten.

Es ist eine für heutige Leser und Leserinnen seltsame Welt, diese enganliegende Heimgelikeit der Fünfziger, die Zeit ängstlicher Restauration, gefühlsmäßiger Sprachlosigkeit und eines lückenlosen Korsetts von Macht-man bzw. Tut-man-nicht. Wer diese Zeit nicht selbst erlebt hat, kann kaum glauben, dass das alles erst 50 Jahre her ist, dass, nur wenig später, sowohl Rudi Dutschke als auch Oswald Kolle das Denken bestimmten und man nicht ganz zu Unrecht von einer “Revolution” sprach.

Noch aber sind wir, im Buch, mitten im Muff der Adenauerzeit, eine Berührung beim Tanzen ist schon an der Grenze des Unvorstellbaren, die selbst genährte Bluse sollte “oben” dicht abschließen und ein Mädchen, das mit seinem Cousin Radtouren unternimmt, gilt als Flittchen.

Das wird nicht nur als “gegeben” hingenommen, die Erzählung selbst bleibt auch in solchen und ähnlichen Denkweisen und “Sitten” verhaftet und stellt nirgendwo die Gegebenheiten in Frage. Das mag häufig auch in der Realität dieser Zeit so gewesen sein, doch immerhin gab es bereits Rocker und rebellierende “Halbstarke”. Nicht so hier. Hier wird die junge unverheiratete Mutter ins Nonnenheim gesteckt und ihr Kind zur Adoption freigegeben, hier entscheidet ganz allein der Vater als “Familienvorstand”.

Das hat beim Lesen einen ganz eigenen historischen Reiz, trifft vieles atmosphärisch ganz genau und ist auch in der Erzählweise passend zur Zeit. Dennoch stellt sich die Frage: Wer will das lesen? Hat das heutigen Jugendlichen irgendetwas zu sagen, zu vermitteln? Sicher nicht als "Ratgeber", als "Lebenshilfe", da ist die Kluft zwischen damals und heute Lichtjahre groß. Doch mehr als nur Einblick in geschichtliche Epochen gibt gerade ein Buch über die Fünfziger Aufschluss über die Hintergründe und Herkunft der heutigen Eltern- und Großelterngeneration, lässt erkennen, warum manchmal so unverständlich reagiert wird und was die den Alltag größtenteils bestimmenden Erwachsenen aus dieser Zeit formte und ihre Weltsicht prägte. Davon allein versteht man sich untereinander noch nicht besser, aber es ist ein wesentlicher Schlüssel, um wenigstens Akzeptanz zu erreichen, aus der Verständnis erwachsen kann.

Oft wird derzeit ein Rückfall in die Vorstellungen dieser Zeit beklagt, von Restauration und Konservatismus gesprochen, der von hier kommen soll. Wer dieses Buch aufmerksam liest, wird leicht erkennen, dass eine solche Einschätzung weit über jedes Ziel hinauschießt. Diese Zeit, von Älteren wegen des "Wirtschaftswunders" noch oft als Goldenes Zeitalter betrachtet, lässt sich nicht wiederholen und das ist auch gut so. Denn: Nichts gegen "Sitte und Anstand" – aber hier herrschten Bigotterie, Heuchelei und Engstirnigkeit, und da sollte niemand wieder hinwollen. Und wenn der hier geschilderte Umgang mit Liebe das Paradies gewesen sein soll, dann seien wir froh, daraus vertrieben worden zu sein.



Später werden die Romane Chidolues weniger „historisch“. Gerade ist bei Beltz in einem dicken Taschenbuch die Neuauflage von drei Romanen aus den Jahren 1986, 1987 und 1990 erschienen: *Romane für Kinder: So ist das nämlich mit Vicky // Mach auf, es hat geklingelt // Mein Paulek* (Beltz Gulliver, 538 Seiten, 9,95 EUR). Auch wenn die Geschichten schon 20 Jahre alt sind, merkt man ihnen das in keiner Weise an, höchstens daran, dass es (erfreulicherweise) keine Handys und MP3 Player gibt. Das, was Dagmar Chidolue erzählt, ist so unspektakulär, dass es einfach zeitlos ist, ähnlich wie die bekannten Fünf-Freunde-Bücher. Sollte man die Geschichten nacherzählen, man wäre schnell fertig, wenn es nur um die Erzählung der Handlung ginge: Ein turbulenter Urlaub mit der Freundin im Gepäck, die Rückkehr eines Vaters zu seiner Familie nach einer langen Seereise, Weihnachtszeit bei einer Familie. Keine großen spannenden Ereignisse, keine Abenteuer, sondern Alltag in Familien, vorzugsweise mit mehreren Kindern. Aber hat man erst einmal mit der Lektüre begonnen, dann mag man die Geschichten gar nicht mehr aus der Hand legen und ist enttäuscht, wenn sie zu Ende sind. Gern hätte man mit den Kindern und Erwachsenen darin noch ein bisschen mehr Zeit verbracht und sie in ihrem Alltag begleitet.

Dabei ist dieser Alltag in keiner Familie etwas Besonderes, es gibt kaum Höhepunkte, die Geschwister verstehen sich nicht wirklich gut miteinander, es gibt Zank und Streit, auch mit den Eltern. Schöngeredet wird da nichts in Dagmar Chidolues Büchern, ihre Romane sind arm an Zärtlichkeiten und zur Schau gestellten Gefühlen, an liebevollem

Miteinander, und doch sind es unzweifelhaft Familien, die füreinander eintreten. Wie sie diese Botschaft so mühelos überbringt, ist schon erstaunlich.

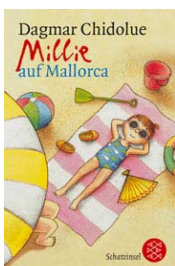
Eine der erzählerischen Stärken Chidolues ist die Zeichnung von Kindern. Jeweils aus der Sicht eines von ihnen sind auch die Geschichten geschrieben, nicht von einem auktorialen Erzähler, sondern immer aus dem Blickwinkel eines kindlichen Familienmitglieds. Die Probleme, die sich auftun, ergeben sich aus familiären Konstellationen, wie sie jede Familie kennt: Streit untereinander; Eifersucht auf das, was der/die Ältere schon darf oder womit der/die Jüngere verhätschelt wird; das Gefühl ungerecht behandelt, vielleicht auch nicht genügend geliebt worden zu sein; der Eindruck, anders zu sein und sich damit ausgrenzen aus der Gemeinschaft; der Versuch, Aufmerksamkeit und ein Stückchen besonderer Liebe den Eltern abzurufen. Und dazwischen die Augenblicke, in denen trotz Zank und Eifersüchteleien ein Blick, eine Geste reicht, um miteinander eine verschworene Gemeinschaft zu sein, sich eins und verwandt zu fühlen.

Es sind drei sehr unterschiedliche Romane mit drei noch unterschiedlicheren Familien, und doch sind sie in Anlage und Botschaft gleich. Kinder, die diese Geschichten lesen, etwa ab 9 Jahren, werden sich mühelos identifizieren können. Denn hier denken Kinder in der ihnen eigenen Logik, äußern sie ihre „guten“ und „schlechten“ Gefühle, ihre Zuneigungen und Abneigungen, ohne Falsch und Scheu.

Großartig, wie Dagmar Chidolue sich mit ihren Personen zu identifizieren weiß, aus ihrem Munde spricht, ehrlich, altersgemäß, unsentimental.

An noch jüngere Leser, vor allem Leserinnen, wendet sich die Millie-Reihe, (scheinbar) kindlich-naive Geschichten, in denen es Dagmar Chidolue wieder gelingt, genau die Perspektive der knapp sechsjährigen Millie einzunehmen und die Welt um sie herum aus eben dieser Perspektive zu betrachten. Hier ist der Ton deutlich heiterer, unbekümmerter geworden. Für den schon etwas älteren Leser ist die Selbstverständlichkeit und unschuldige Naivität, mit der Millie die fremden Eindrücke rezipiert, eindrucksvoll und amüsant, denn er wird sie komisch finden, weil er schon mehr als Millie darüber gelernt hat und weiß. Dabei beeindruckt die selbstbewusste Art des Mädchens, die keineswegs vorlaut oder altklug wirkt – ein richtiges Vorbild und eine gute Identifikationsfigur für die angesprochenen Leserinnengruppe.

Dagmar Chidolue hat die Millie-Geschichten über eine ganze Reihe von Jahren geschrieben, und auch Millie wird darin ein bisschen älter, wie die Leserin, und damit ändert sich ihre Sicht, ändern sich ihre Probleme. Ganz bekannt sind die Geschichten, in denen Millie mit ihren Eltern ins Ausland verreist und sich die fremden Welten unvoreingenommen, aber zielsicher kommentiert, so, wie sie sie versteht.

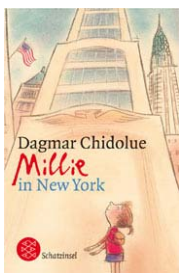


Zum Beispiel in *Millie auf Mallorca* (Fischer 2004, 144 Seiten, 5,90 EUR). Millie hat sehr genaue Vorstellungen von dem, was sie gern täte (zum Beispiel an den Amazonas fahren statt nach Mallorca), und ein ebenso festes Verständnis, dass sie sich wieder einmal dem für sie völlig unverständlichen Willen der

Eltern fügen muss. Die Eltern haben nämlich, wie ja meist, überhaupt keine Neigung, Millies schlichte Bedürfnisse zu befriedigen, wie etwa den Wunsch nach der wunderbaren Puppe.

Millie nervt – die Eltern, nicht den Leser! Dieser, vor allem wenn er etwa in der gleichen Altersgruppe wie Millie ist und die Erzählung vorgelesen bekommt oder sie etwas später schon selber liest, wird sich hundertprozentig mit Millie identifizieren können, ihre Wünsche und Sehnsüchte verstehen und ihren Frust miterleben. Auch Millies Eindrücke von fremden Ländern, Menschen und Sitten sind nachvollziehbar und vermitteln bei aller Naivität eine erstaunlich stimmige Sicht, mit der Dagmar Chidolue das Erlebte oft ein wenig ironisch, aber immer sehr liebenswert kommentiert. Vor allem der Blick auf so manche erwachsene Figur im Buch ist in der scheinbaren Naivität entlarvend komisch.

Es kann also sein, das der ältere Leser durch eben diese leicht ironische Distanz, die der Leseanfänger noch nicht erkennt, ganz andere Seiten des Buches schätzen wird. Das ist mit den zahlreichen Zeichnungen in Grautönen nicht anders; Gitte Spee, die alle Millie-Romane illustriert hat, fängt die Episoden mit der gleichen Unbekümmertheit stimmig ein und lässt wiederum den etwas älteren Leser über manch eingeschmuggeltes Detail schmunzeln.



In *Millie in New York* (Fischer 2006, 271 Seiten, 5,95 EUR) ist Millie dann schon ein bisschen älter. Chidolue bietet ihren jungen Lesern eine turbulente Geschichte mit dieser Reise Millies nach New York, denn auch Amerika sieht sie unbefangen, unverbildet, unbelastet – eben mit den Augen eines Kindes, ohne jedes Hintergrundwissen und unbeeindruckt von dem, was den Erwachsenen lieb und teuer ist. Die von Dagmar Chidolue gewählte Erzählperspektive ist bewusst naiv, und so kann sie aus dem Kindermund schon mal manche kleine Bosheit gegen die Amerikaner verkünden.

MacDonalds findet Millie jedenfalls viel aufregender als das Empire State Building, und Barbie und Ken zu kaufen, scheint ihr wichtiger als ein Besuch bei Tiffany's. Unbeeindruckt von den Superlativen, die diese Stadt umgeben, und ohne Gespür für jedwede von ihr verursachte peinliche Situation, versucht Millie, das (für sie) Besondere der Stadt herauszufinden, offen für alle Eindrücke. Sie erlebt die Stadt weder als bedrohlich oder feindlich noch als sonderlich freundlichen Ort, aber am Ende ist er ihr vertraut und sie würde sogar allein hinfahren (schon gar, um die bei Mac Donalds heimlich geklauten Salz- und Pfefferstreuer zurückzubringen, falls der Vater darauf bestehen sollte). Irgendwie, so findet Millie, ist es in New York ja gar nicht so anders wie anderswo.

Aus den Informationen, die Millie erhält, filtert sie genau das heraus, was sie versteht und was ihr wichtig ist, und das wird auch der junge Leser tun, wobei es für ihn die Lektüre erleichtert, dass Millie wiederholt, was sie hört und dann so schreibt, wie man es spricht ("woak", "Mänhätten"). Dabei ist es Dagmar Chidolue gelungen, ungemein viel Sachwissen in die Geschichte zu packen, von dem etliches hängen bleiben wird. Der Leser hat also am Ende recht viel Wissenswertes über New York und Amerika gelernt, und das, obwohl das Buch reines Lesevergnügen bietet, ohne jede didaktisch-belehrende Note.



Zwischen Mallorca und New York wird Millie eingeschult: *Millie geht zur Schule* (Fischer 2005, 230 Seiten, 5,90 EUR). Endlich hat sie einen Zahn verloren und ist folglich reif für die Schule. Sie kann es kaum erwarten. Dagmar Chidolue ist damit eine besonders schöne Schulgeschichte gelungen, die sich nicht auf den Tag der Einschulung beschränkt, sondern die ersten Wochen Millies mitsamt ihren positiven und negativen Erfahrungen ausführlich erzählt.

Kaum zu glauben, dass es KEIN Schulkind ist, das hier spricht, so perfekt hat sich Dagmar Chidolue auch in diesem Millie-Roman in das Mädchen eingefühlt. Da ist endlich eine Autorin, die die Erlebnisse, die Ängste und Befürchtungen, die Hoffnungen und Sehnsüchte von Kindern richtig einschätzt und ernst nimmt – und das auf eine ausgesprochen amüsant und unterhaltsam zu lesende Art. Man möchte wünschen, dass es vor allem viele Eltern sind, die dieses Buch lesen (also bitte vorlesen!) und sich erinnern, wie es damals war, als man selber so klein war.

Da kann der kleine Leser und Zuhörer erleben, wie Millie sich auf die Schule freut und tagtäglich nachprüft, ob sie auch nicht bald schulreif ist – d.h. also wenigstens einen Zahn verloren hat. Und dann all die vielen ulkigen Vorstellungen, wie Schule denn nun sein wird, die Kameraden und das "Fräulein", das Klassenzimmer und die Schultüte, kunterbunt und chaotisch gemischt, wie es in den Köpfen der Kinder nun mal ist. Auch ernstere Themen bleiben nicht ausgespart, z.B. als Millie von einem älteren Jungen der Zugang zur Schule verwehrt wird und sie aus lauter Furcht anfängt, die Schule zu schwänzen.

Aber auch solche Probleme bewältigt Dagmar Chidolue mit einer Leichtigkeit, die dem Problem nichts an Tiefe nimmt, den Leser aber zugleich nicht verschreckt. Und wo immer sie etwas Problematisches aufzeigt, sie hat auch zumindest den Ansatz einer Lösung parat, kann das Problem, das so groß und unlösbar erscheinen mag, in seine Grenzen weisen, so dass am Ende auch die Relationen wieder stimmen. "Es ist wichtig zu wissen, dass im Leben nach Weinen Lachen kommt. Das hat Millie heute gelernt."



Kaum ist Millie in der Schule, wird sie schon umschwärmt wie eine Diva. Lästig findet Millie das, aber wenn sie an einen ganz Bestimmten denkt, dann kribbelt es im Bauch... Davon erzählt Chidolue in *Millie und die Jungs* (Fischer 2007, 192 Seiten, 5,95 EUR) – eine Geschichte über kindliche Verhaltensformen in bestimmten Situationen. Oft führt sie manches darin ad absurdum oder mokiert sich ein bisschen, aber immer, ohne die Person der Lächerlichkeit preiszugeben, beispielsweise wenn hier Jocko, der Sohn des Immobilienmaklers, alle paar Minuten seinen Vater anruft um ihm mitzuteilen, wo er sich gerade befindet. Die Kritik Dagmar Chidolues erfährt der Leser aus Millies Mund – schließlich ist diese ja in der Lage, alles bestens zu beurteilen.

Die Autorin erzählt auch diese Geschichte mit der Logik einer Siebenjährigen. Da sind die Probleme genau so, wie Kinder in dem Alter sie empfinden, Probleme, die sich vor ihnen auftürmen können (z.B. die Geisterbahnfahrt), ohne dass Erwachsene sie überhaupt als solche empfinden würden. Dieses Verständnis, dieses Ernstnehmen von dem, was Kinder bewegt, macht die Romane so wertvoll.

In diesem Band hängen alle Probleme mit Jungs zusammen, ob Millie das nun passt oder nicht. Und obwohl sie sonst so helle ist, versteht sie nicht gleich, was es zu bedeuten hat, wenn sie Malstifte und Kuchen von den Jungs geschenkt bekommt oder wenn der eine oder andere ganz plötzlich schlechte Laune bekommt, wenn sie sich mit einem anderen verabredet. Erst als sie abends bei Einschlafen immer nur an den einen denken muss, versteht sie, dass das alles etwas mit Gefühlen zu tun haben muss.

Insgesamt versteht es Dagmar Chidolue, in ihren Millie-Bänden Themen anzusprechen, die für die Gruppe der 5-7-Jährigen von großer Bedeutung sind, allesamt aus den Bereichen Familie und Schule sowie Ferien in fernen Ländern. Dabei wird bei aller gebotenen Heiterkeit und allem humorvollen Geschehen doch vieles an Wertvorstellungen vermittelt, die den Alltag und das gegenseitige Verstehen von Menschen auch aus anderen Kulturen fördern.

Im Mittelpunkt ihrer Bücher für Jugendliche stehen junge Frauen, die ihren eigenen Weg suchen, darunter "Lady Punk", der Jugendroman, für den Chidolue 1986 den Deutschen Jugendliteraturpreis erhielt. Wir zitieren aus der Lehrerhandreichung von Marc Böhmann, die bei Beltz & Gelberg erschienen und als pdf-Datei herunterzuladen ist unter <http://www.beltz.de/downloads/lady-punk.pdf>:

Terry Burger ist 15 Jahre alt und lebt mit ihrer Mutter Christa und ihrer Großmutter Lieschen im Zentrum von Westberlin zu Beginn der 1980er-Jahre, also noch vor dem Mauerfall. Terrys Eltern haben sich getrennt, als sie vier Jahre alt war. Ihr Vater lebt nun in den USA und ist für Terry das Ziel ihrer romantischen Sehnsucht nach Liebe und Geborgenheit. Ein vergilbtes Foto des Vaters trägt sie ständig mit sich herum. Terrys Leben besteht aus kaum etwas anderem als aus Zeitvertreib. Schule ist für sie sinn- und bedeutungslos, einen festen Freundeskreis hat sie nicht, besondere Hobbys und Interessen auch nicht. Weil ihre Großmutter genug Geld hat, lebt Terry in materiellem Reichtum.

Gleichzeitig ist sie latent unglücklich und fristet ihr Dasein in emotionaler Verwahrlosung: Ihre Mutter, die nicht berufstätig ist, hat es aufgegeben, sich mit ihr zu befassen – die beiden verbinden fast ausnahmslos nur mehr wechselseitige Hassausbrüche und emotionale Verletzungen. Im Zentrum des Lebens von Terrys Mutter steht die Beziehung zu ihrem Freund Hugo. Diese Beziehung wird von Terry durch Intrigen zerstört. Terrys feine, sensible und distinguierte Großmutter hat vor dem Hintergrund dauernder Streitigkeiten in der Familie resigniert und speist Terry mit Geld und Geschenken ab. Eine gemeinsame Kommunikationsbasis gibt es in der Familie kaum: Man lebt nebeneinander her – sowohl in Berlin als auch am Urlaubsort in Italien.

Die episodisch erzählte Handlung schildert die Sommerferien Terrys und ihrer Familie in Berlin und im Urlaub in Italien. Die Heldin bzw. Anti-Heldin Terry wird fast ausschließlich als egozentrisches, pubertierendes Mädchen geschildert, dem nahezu jegliche Empathiefähigkeit abgeht und das enttäuschte und verletzte Menschen zurücklässt: Kinder, Jugendliche und Erwachsene. Terry befindet sich in einer tiefen Identitätskrise – weil sie mit sich selbst nicht umgehen kann, versagt sie auch im Kontakt mit den allermeisten ihrer Mitmenschen. Damit ist sie letztlich Täterin und Opfer zugleich. Ihre Rolle als Punkerin ist, wie vieles andere in ihrem Leben, nur Maskerade, nur Protest. Im Kern ist sie durchaus verwöhnt und von edlem Geschmack.

Auffällig ist, dass sich Terry in vielen Situationen selbst nicht versteht. Sie ist heimatlos – in jeglicher Beziehung. Dass Terry auch eine andere Seite hat, zeigt ihre verzweifelte und sehnsuchtsvolle Suche nach ihrem Vater in den USA. Dieser Vater entpuppt sich aber am Ende des Romans als genauso oberflächlich und hassenswert wie die »Onkel«, die mit ihrer Mutter befreundet sind. Terrys andere, verletzliche Seite wird auch bei der gescheiterten Beziehung zu Marcel sichtbar, einem zwanzigjährigen Barkeeper in Italien. Nach Berlin zurückgekehrt, ist sie auch vom Tod des verrückten Herbert, eines Geisteskranken aus ihrem Wohnblock, tief bewegt. Ob diese Erfahrungen Terry verändern, lässt der Roman offen. Terrys Identitätskrise wird nicht aufgelöst.

Auch in dieser Erzählung also Grundlegendes, aber Zeitloses, Allgemeingültiges: Die Geschichte eines jungen Mädchens, das in dem Versuch, menschliche Wärme und Nähe zu erfahren, um Zuneigung und Verständnis wirbt und stattdessen Geld und Geschenke erhält. Hier gibt es, wie so oft in den anspruchsvollen Romanen der Dagmar Chidolue kein Patentrezept, keine Lösung, sondern allenfalls die Möglichkeit, in der Nicht-Anpassung den eigenen Weg zu finden. Und ist das nicht gerade das, was letzten Endes wirklich uns allen bleibt?